

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 26

Artikel: Auf und ab : Amerika-Schweizer erzählen von "Drüben"

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf und ab

Amerika-Schweizer erzählen von «Drüben»

Wie erfährt man am zuverlässigsten, wie es «drüben» aussieht? Wie es mit den Arbeitsmöglichkeiten in U. S. A. bestellt ist? Und wie es dort unsern Landsleuten geht? Dadurch, daß man mit ihnen spricht, sie ausfragt, sich von ihnen ihre Erlebnisse, ihre Erfahrungen und ihre Eindrücke erzählen läßt. Wir haben uns auf die Suche nach Heimkehrern gemacht. Durch ein Zeitungsinserat lernten wir einige kennen; sie kamen auf die Redaktion, alle erst in letzter Zeit aus Amerika zurückgekehrt, und berichteten uns wahrheitsgemäß, was sie erlebt haben und wohl auch erlitten haben. Mannigfaltig sind ihre Schicksale gewesen, weit voneinander gehen die Lebenskurven, und doch spricht aus den Erzählungen dieser Wenigen ein Gemeinsames, allgemein Gültiges: das unerbittliche «Tu dich um», der Ruf nach Arbeit.



E. H., Ingenieur

„Ich bin als junger Mensch vor zehn Jahren hinübergemangelt, aus Abenteuer und Reiselust. Ich hatte auch Glück: ich kam gerade in die aufsteigende Kommoditätswirtschaft, die bis 1929 dauernd anstieg und dann allmählich rapid zurück. Nach meinem Studium an der E.T.H. in Zürich hatte ich kurze Zeit praktisch gearbeitet. Zuerst ging's nach Kanada, wo ich Farmers bei der Arbeit d' Arbeit in der Seattle, Holzfäller in den Logging die Arbeit, das freie Leben Aermlichkeit mit den Arbeitsverdiente gut, damals

schon in vollem Umfang. Dazu kam noch die Hetze der gesamten Presse des Grossen Heizungs-Konzerns gegen die Ausländer, so dass es ausgeschlossen schien, dass ein Amerikaner eine lebenswichtige Position in einer mal mit Pfeil und Schaufel anfangen wollte, ich aber doch nicht. So entschloss ich mich nach einem halben Jahr, gerade zur Zeit des riesigen Bankenkrachs, heimzufahren. Es stellte sich schlecht jetzt in Amerika, weil schlechter als in der Schweiz; immer noch aber herrschte bei den Amerikanern ein sehr unkluglicher Optimismus, die überzeugend war, dass die Unfälle endlich aufhören würden. Ich schrieb an die Amerikaner, um mich zu erkundigen, ob ich hier eine Stelle, und auch hier scheint es nicht leicht zu sein, etwas zu finden. In der Schweiz gefällt es mir nicht schlecht. — Zürich hat sich ja außerordentlich zu seinem Vorteil verändert, — aber das Leben hier empfand ich doch als etwas zu eng, mit viel Formkram belastet. Solange aber die Krise drüben herrscht, möchte ich nicht nach Amerika. Und wenn ich wieder nach Amerika komme, dann allerdings gern und sofort. Es fällt mir schwer, mich in der Heimat wieder in die gewohnte Tempo einzufinden, auch an das Essen muss ich mich zuerst gewöhnen.»



F. B., Installateur



„Warum bin ich eigentlich zum erstenmal hineingefahren? Es ist schon lange her, im 1909, ich war wohl, um mich zu verbessern. Mein Onkel hatte eine Seidenwebererei, und ich konnte gleich bei ihm eingetreten. Ich erinnere mich, dass wir immer schwyz-zerditsch miteinander, und das gefiel mir nicht, ich wollte englisch lernen. In Rochester fand ich Arbeit in einer photographischen und optischen Fabrik und blieb dort bis 1914. Da fuhr ich heim, und an der Milizniederlassung in der Gelegenheit, zur Kantonspolizei zu kommen, bei der ich zwei Jahre blieb, aber das Leben in der Kasernen gefiel mir nicht; nach zwei Jahren machte ich mich wieder auf nach Amerika. In meinen alten Stellen in Rochester konnte ich gleich wieder antreten; ich blieb dort bis 1926, dann kam die Krise und es gab keine Arbeit mehr, wie die Leute den sagten. Ich machte mich auf und wandte mich nach Los Angeles in Kalifornien, wo ich zunächst in einem Radiogeschäft unterkam. Später fand ich dann eine sehr gute Stelle. Verwalter im dem großen Automobil-Club von Südkalifornien, der mehr als 100.000 Mitglieder zählt und in ganz Kalifornien viele tausend Angestellte beschäftigt. Das Gehalt war sehr gering, aber ich habe es drei Jahre lang habe, bis 1935. Drei Jahre lang habe ich keine Ersparnisse gemacht.“



E. B., Elektriker

„Im Jahre 1921 bin ich hinübergangen, als ganz junger Mensch, weil ich etwas von der Natur sah und wußte, daß immer an gleichen Fleck sitzen wollte. Zuerst, um die Sprache zu lernen, habe ich bei einem Bauern geschafft, ohne Lohn, gegen Kaffee und Logis. Dann habe ich in meinem Beruf Arbeit gesucht und auch immer gut und leicht gefunden, zuerst mit sehr viel Wedsel, seit 1926

bei der gleichen Firma in New York. Finanziell habe ich mich ganz ausgezeichnet gestellt, ich kann wohl sagen, hundertprozentig besser als ich es in der Schweiz je hätte können. Wenn ein Mechaniker drinnen eine gute Stelle hat und sich einzutzen verstehst, kann er in kurzer Zeit so viel verdienen, daß er ein Jahr nichts mehr zu arbeiten braucht. Auch sonst fand ich das Leben in Amerika sehr schön; ich konnte mir z. B. einen schönen Urlaub machen und einen zweiten, auf abwechselnden Ferien zwischen zwei Städten mit großen Reisen durch ganz Amerika (ihm bin mit Ausnahme von acht Staaten in ganz U.S.A. gewesen) verbringen. Vom Herbst 1928 an wurde es dann allmählich schlechter, und im Jahre 1929 war es schon ganz schlimm. Arbeit konnte man nur durch einen großen Glücksschiffen finden. Ich selbst hatte ja immer noch Arbeit, aber immer schlechter und schlechter bezahlte, und als ich anfangs dieses Jahres sah, daß es doch nicht so schnell besserete, wie die Amerikaner erwarteten, bin ich schnell enttäuscht heimgefahren. Hier habe ich jetzt auch Arbeit gefunden, in einer Firma, die einen großen Betrieb in einem kleinen Gitter — aber ich möchte nicht blaßen, sondern wieder hinaufgehen, diesmal aber nach Zentralamerika. Die Lebtenen drifften gefüllt mir eben in jeder Beziehung bedeutend besser, und ich muß schon sagen: Was Patriotismus anbelangt, so habe ich mehr Gefühl für Amerika als für die Schweiz. Natürlich, die schöne Schweizer Landschaft hat mir drüben sehr gefehlt, von der Natur bekommt man monate- und Jahrelang nichts zu sehen. '



ZÖRCHER ILLUSTRIERT

Haupprole spielt, lieber in Amerika leben als bei uns, denn man konnte tatsächlich sehr schnell vorwärtskommen und so viel verdienen, wie es bei uns nicht möglich ist. Aber wenn man auch noch anderes wert hält, kann man sich nie heimisch fühlen und für geistige Interessen ist überhaupt kein Platz. Und schließlich der Mittelstand hat es in Amerika nicht leicht. Die Buchdrucker und Buchbinden haben lärmenden Massenvergnügen wie Coney Island, die Reichen ihre wundervollen Klubs und Sportplätze und die teuren Kunstsäle, den mittleren Schichten aber bleibt außer Kino und Auto fast nichts übrig. In den Großstädten ist es im Sommer sehr wahllosigkeit, dass man auf einer Bank zu sitzen geht, wenn man es sich nicht leisten kann, kann während einer Fahrt in einem gefahren. Ein Ferienaufenthalt kommt über viel teurer als bei uns. Es gibt keine ordentlichen Buchhandlungen, Bücherei bekommt man im drug-store, einer Art Riesen-Drogerie, Konzerte und Theater sind fast unverhinderlich, die Zeitungen von einer furchtbaren Schlechtheit und bei herrenlosen Kindern ist es schlimm. Ich weiß nicht, ob ich es mir mehr als Amerika vorstelle, vielleicht auch nicht, wenn ich mich hier mühsam durchbringen müsste. Vielleicht kann mein Mann dorthin, wo eine Stelle finden, sich wieder hinein-arbeiten und dann in die Schweiz zurückkehren. Bis dahin will ich hier für mich und die Kinder sorgen.»



H. A. Barmixer
"Ich bin 22 Jahre hier im Land gewesen und habe nichts gesehen, was mir nicht viel von Amerika zu sehen bekommen kann. Ich gewandert bin ich seinerzeit als Kaufmannsangestellter; aber drüber kommt es nicht so sehr darum auf, was man nach Amerika bringt, sondern davon, was man mitbringen kann, um nicht zu werden kann. Man muß sich halt unten. Ich war zuerst Schlosser und Bäcker, dann wurde ich Bäckereibesitzer bin ich dann großes Möbelgeschäft war immer in Stellung, das war sehr gut, aber ich habe mich dann auf der Milliardenbasis, das war kein Mensch eine Vorstellung gehabt, — nein, nein, ich habe mich damals entschieden, denn oft wurde der Polizei protzieren und ich war völlig hilflos und einsam. Aber sie haben mich immer ohne Kaufnot, nachdem ich wirklich ein armer Teufel durchschnitten verdiente ich 5000 Gulden gab es auch noch speziell zu holen war. Amerikaner haben eine Deutsch-Amerikaner verwachsene Tochter drüber ein bißchen aus dem Lande, aber ich bin eben sehr jung, weil ich doch ein bißchen bald nach Zürich wiederhergestellt gar nicht, alles ist so klein"



M. B., Schlosser



H. P. Kaufmann
«Ich kann sagen: ich habe während meines siebenjährigen Aufenthalts in Amerika eigentlich immer Glück gehabt, von den ersten bis zum letzten Tag. Ich war auch nie arbeitslos, und das will ich den heutigen Zeiten schon etwas heissen. Das Kommen wohル daher, weil ich mich so ungefähr in jede Arbeit, die man sich nur vorstellen kann, in kürzester Zeit einzufinden



Frau A. v.

vermag und viele Sprachen spreche. Es gibt nichts, was mir von vorehernein fremd ist. — Aber ich wollte ja erzählen, wie ich dazu gekommen bin, hierherzufahren: das war vor sieben Jahren, als ich in Amerika war, und ich war damals ohne Fress-Versatz, eigentlich mehr an Übermuth und Abenteuerlust; in der Schweiz hatte ich bis dahin als Lagerist und Reisender gearbeitet und es war mir nicht schlecht gegangen. Meine erste Station war Montreal in Canada; schon am Tag nach meiner Ankunft fand ich Arbeit als Kellner mit einem Verdienst von 32 Dollar in der Woche, freie Kost und Station. Als „greenhorn“ war ich sehr beliebt und bald wurde ich zum „green“ und mit meinem Verdienst nach dem Besseren aufzufangen, so allein auf die Seite zu legen. Nach vier Monaten war ich schon so weit, daß ich mich mit zwei Amerikanern zusammengestellt und ein eigenes Restaurant aufmachen konnte. Alkohol? Natürlich! Führte wir Whisky und Schnäpse, das war sogar unser Hauptverdienst, wir unterhielten sehr gute Beziehungen zu den Alkohollieferanten. Trotz großer Vorsicht bei den Lieferungen, die wir auf dem Dach des ausgedehnten wurde, in einer geheimen Kippwappentrichtung standen, so daß sie beim Nahen des Polizei mit einem Griff ausgeschüttet werden konnten, wurden wir einmal erwischt. Bestraf't wird aber in Amerika nicht der Besitzer des Restaurants, sondern nur derjenige, der gerade ausgedenk't hat, also in diesem Fall natürlich der Kellner, der Arbeitgeber, der dann zwei Monate brummen mußte. Nach diesem kleinen Schicksal war mein Leben schon wieder geöffnet, nahm mein Geld auf dem Unternehmen heraus und ging meiner Wege. Meine nächste Station war in einer Knopffabrik, in der ich 6 Monate lang für 40 Dollar in der Woche arbeitete. Nachher ging ich in Kaufmännische zurück und trat als Korrespondent und Reisender in eine Konfektionsfirma ein. Bei dieser Tätigkeit blieb ich vier Jahre, während dieser Zeit reiste ich nach Europa, mein Meister verwendete ich für Auslandsreisen Chicago, Detroit, Washington, D.C. Etwas mehr als einen halben Tag fand

nun etwas Selbständiges an: einen Engroshandel mit Elbstücken, die ich aus Deutschland importierte: ein gutes Geschäft. Ich gab es nach einem Jahr wieder auf, da ich mit meinem Geschäftspartner nicht gut zusammenarbeitete. Nachher wurde ich Kellner im Ritz - Carlton - Hotel in Montreal. Mit den großen Trinkgeldern stellte ich mich dort auf 110 Dollar im Monat, Kost und Logis frei. Da konnte man schon etwas auf die Seite tun. Nächste Station: Als «shader» (Farbenmischer) in einer großen Lackfabrik, eine nicht einfache Arbeit, die gelernt sein wollte. Dort gefiel es mir ausgezeichnet und ich blieb drei Jahre dabei. Das war meine letzte Arbeit; ich gab sie nur auf, um mir vier Monate Urlaub zu nehmen und wieder einmal nach Europa herüberzukommen. Nun ist mein Urlaub schon abgelaufen, ich habe aber kein Geld mehr, um zurückzufahren. Das Geld hier borgen oder meiner Firma um Vorschuß schreiben? Niemals. Auf eigenen Füßen bin ich zurückgekommen, auf eigenen Füßen will ich wieder hinfahren. Wenn ich hier bloß Arbeit finden könnte, hätte ich das Geld ja gleich beisammen! Bei anständiger Arbeit würde ich auch gern gern in der Schweiz bleiben, obwohl ich schon sagen muß, daß das Leben drüben großzügiger, «easier» ist. Aber den Schweizern in Amerika geht es jetzt mächtig schlecht (wie übrigens den meisten anderen Menschen auch), sie sind zum größten Teil auf private und städtische Wohltätigkeit angewiesen; da müssen sie meistens schwer schaffen und bekommen nichts dafür. Auch jene, die noch in Arbeit stehen, haben es herzlich schlecht; die Löhne sind so klein geworden, daß ein Mann kaum mehr seine Familie durchbringen kann, von Sparen kann keine Rede mehr sein. Uebrigens sind die Schweizer in Amerika sehr angesehen und geachtet, viel mehr als die Italiener.»



A. P. Techniker

«Ich bin schon als Neunzehnjähriger herübergekommen, kurz nach der Kantonschulmaturität im 1922. Ursprünglich wollte ich am Poli studieren, aber es bot sich mir eine außerordentlich günstige Gelegenheit: die Vertretung einer vielversprechenden Schweizer Erfindung, — ein elektrisches Heizelement für hohe Temperaturen, das speziell bei der Metallbearbeitung angewendet werden sollte. Mein Vater war schon seit 1904 als consulting engineer drüben und natürlich amerikanischer Bürger; ich konnte, da ich noch minderjährig war, auf seine Quote hinüberreisen. Ich fuhr I. Klasse und ahnte damals noch nicht, daß ich III. wieder zurückfahren würde. Die schweizerische Erfindung entwickelte sich drüben ausgezeichnet, und meine Tätigkeit dementsprechend. Mit der Fabrikation selbst war ich noch in der Schweiz bekanntgemacht worden, drüben lernte ich dann in den ersten zwei Jahren ganz gründlich in Fabrik und Laboratorium. Inzwischen hatte sich der ganze Betrieb sehr günstig entfaltet und ich wurde auf die Reise geschickt, nicht um Aufträge zu acquirieren, das war bei dem großen Erfolg schon längst nicht mehr nötig, sondern als technischer Berater der Käufer und Erschließer neuer Anwendungsmöglichkeiten. In den nächsten fünf Jahren war ich ununterbrochen auf der Reise und kam weit herum, denn es gab fast keine Gegend Amerikas, in der für unsere Erfindung keine Möglichkeit bestanden hätte. Sogar in den Bergen, in der Sierra Nevada, konnte sie angewendet werden, nämlich in den vielen Tunnels der Bergbahnen, und in den großen Gemüsefeldern, in Konservenfabriken und in der Automobilindustrie. Bis in den Norden von Kanada kam ich, wo ich die Leiter der Goldminen dafür interessieren konnte. Es war ein äußerst interessantes, wenn auch anstrengendes Leben. Auf meinen Reisen kam ich viel mit Ofenbauern zusammen; eine dieser Verbindungen führte zu einer neuen Stelle, die ich im Sommer 1929 in Detroit antrat: als Chef und alleiniger Leiter der elektrischen Ofen-Abteilung. Das Geschäft ging glänzend, wir hatten soviel Aufträge, daß man fast mit der Arbeit nicht nachkam, — aber schon im Herbst des gleichen Jahres brach doppeltes Unglück herein: der große Börsenkrach in Wallstreet und ein Feuer in der Fabrik, das die gesamte Fabrikation für 6 Wochen lahmlegte. Damals nahm man die Krise noch nirgends ernst, kein Mensch dachte daran, daß sie länger als 3 bis 4 Monate dauern könnte; bis im April 1930, so rednete man, ist alles wieder im Fluss. Es wurde schon daraufhin spekuliert, auch meine Firma stellte sich in ihrer Arbeit darauf ein. Miesmacher «crepehangers», d. h. Leute, die schwarze Tücher aushängen, nannte man sie, wurden nicht geduldet. Bis Mai 1930 hatten wir noch ordentlich zu tun, wir bezogen das neue Gebäude, das schon ganz auf die kommende, noch größere Produktion eingerichtet war. Und dann brach alles zusammen: Von Juni 1930 an war alles mit einem Schlag wie abgeschnitten. Die psychologische Reak-

tion ließ auch nicht auf sich warten: eine lähmende Enttäuschung setzte ein. Ich kann schwer beschreiben, wie furchtbar dieser plötzliche Abbruch war. Früher war den ganzen Tag das Telefon gegangen, man hatte so viel zu tun gehabt, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand, nicht einmal Ferien konnte man machen wegen der alles überflutenden Arbeit, — und jetzt konnte man tagelang im Büro sitzen, ohne daß auch nur ein einziger Anruf kam. Anfänglich wurden die Zeichner noch weiter beschäftigt, man ließ sie Pläne und Neukonstruktionen auf Vorrat machen, aber im Herbst verschlommerte sich die Lage weiter. Da bekam man am Monatsende schon die Anfrage, ob man mit dem Gehalt nicht noch etwas warten könnte. Die Reserven wurden immer knapper, zum Schluß gab es überhaupt nur noch kleine Gehalts-Teilzahlungen. Ende Januar 1931 hatte ich für drei Monate keinen Gehalt mehr bekommen und verließ die Firma, da bei längerem Bleiben der Gehaltsanspruch automatisch hinfällig geworden wäre. Die Firma schuldet mir heute noch 6000 Fr. Ich suchte nun anderswo unterzukommen, aber überall hieß es: erst Ende Sommer, dann allerdings bestimmt. Der alte Optimismus! Auch ich glaubte daran und fuhr über den Sommer mit meiner Familie in die Schweiz. Anfang September war ich wieder in New York. Damals traf gerade die Kunde von dem großen Lohnabbau bei der United Steel Corporation ein, alles ließ den Kopf hängen und auch mit meiner versprochenen Stelle war es nichts. Wir blieben in New York und wohnten bei den Schwiegereltern. Im Herbst hatte ich dann vorübergehend Arbeit als Verkäufer in einem Warenhaus bei den großen Ausverkäufen, von deren Tempo man sich ja bei uns keine Vorstellung machen kann. Ich verdiente 3 Dollar im Tag. Die Lage wurde immer schlimmer und ich meldete mich beim Relief Committee (Privates Unterstützungsverein) als Arbeitsloser. Auch bei der Stadt kam ich um Unterstützung ein. Die Stadt New York nahm damals eine Anzahl Arbeitsloser auf und ließ durch sie eine genaue Verkehrsstatistik durchführen; dort wurde auch ich eingereicht. Wir mußten morgens um 7 Uhr antreten und wurden an Straßenecken, auf Bahnhöfen und im Hafen postiert, wo wir alle Fahrzeuge, die Passanten und die ausgeladenen Waren im Hafen zu zählen hatten. Ich verdiente 15 Dollar in der Woche und hatte so eine Beschäftigung bis April 1932. Dann war für 50 Prozent der Leute keine Arbeit mehr da und es wurde ausgelost, wer von uns gehen mußte. Es traf auch mich. Von da fand ich keine Arbeit mehr. Bis Juni blieb ich noch, dann spürte ich, daß ja doch gar keine Aussicht mehr wäre und kehrte in die Schweiz zurück. Frau und Kind blieben drüben bei den Eltern. Nun setzte ich hier und warte, daß sich mir irgendeine Arbeitsgelegenheit bietet. Sowie sich aber die Situation drüben bessert, möchte ich wieder zurück, schon wegen dem Kind. In der guten Zeit hatte ich drüben das schönste Leben, ohne Zweifel viel schöner als in der Schweiz, viel freier und großzügiger. Aber jetzt geht es eben den Menschen in der ganzen Welt schlecht, da spielt es eigentlich keine Rolle mehr, wo man lebt.»



J. B. Schlosser

«Ich bin schon zweimal in Amerika gewesen, zum erstenmal im Jahre 1923. Zwei Jahre später kam ich aber schon wieder zurück, ich hatte mächtig Heimweh bekommen. Zum zweitenmal fuhr ich im Jahre 1929. Hätte ich gewußt, wie bös es wegen der Krise drüben aussieht, ich hätte es niemals gewagt. Gleich zu Anfang hatte ich Pech: bald nach meiner Ankunft wurde ich krank und mußte mich einer Operation unterziehen, wobei all mein Ersparnis draufging. Nachher fand ich durch eines der staatlichen Arbeitsvermittlungsbüros, deren Dienste für die Arbeitsuchenden unentgeltlich sind, Arbeit auf einer Farm als Erntearbeiter, wo ich zwei Monate bleiben konnte. Der Verdienst war gut: 6 Dollar. Hernan wußte ich mich nach Vancouver, wo mein Freund wohnte, mit dem ich die Überfahrt gemeinsam gemacht hatte. Wir beide beabsichtigten, ein Stück Land zu kaufen und Eisenbahndwellen für die vielen neuen Eisenbahnen herzustellen; aber als wir an die Verwirklichung unseres Planes gehen wollten, war die Krise schon so groß, daß keine Bahngesellschaft mehr neue Schienen kaufte. Ich überwinterte in der Stadt Vancouver; allen ging es schlecht, die Holzläden waren geschlossen, der größere Teil der Arbeiter war ohne Arbeit und Brot. Ich bekam eine kleine städtische Unterstützung und mußte dafür streng arbeiten, in Parks, bei Straßen- und Wegverbesserungen. Im Frühling gab es dann Arbeit bei der Pacific-Railway, Bewässerungsarbeiten auf dem riesigen Gelände der Bahn. Bei dieser Arbeit gefiel es mir: Ich verdiente drei Dollar im Tag und konnte, da wir fast nichts brauchten, so gut wie alles sparen. Wir wohnten in Zelten, arbeiteten und aßen in guter Gemeinschaft.

Mit den Arbeitern, fast alles Engländer und Schotten, kam ich gut aus. Das dauerte 10 Monate, bis es für diese Arbeit zu kalt wurde. Wieder war ich arbeitslos. Immerhin hatte ich jetzt einiges Ersparnis; ein Freund und Arbeitskollege, der Vorarbeiter bei den Bahnbauteilen, der nebenbei eine Farm betrieb, nahm mich gegen eine Bezahlung von 6 Dollar in der Woche bei ihm auf und so konnte ich schon durchhalten. Im Mai 1931 probierte ich wiederum mein Glück und wanderte nach Edmonton, fand aber auch hier keine Arbeit, da die Arbeitslosigkeit inzwischen weitere Fortschritte gemacht hatte. Zusammen mit einem Freund versuchte ich es nun mit Goldwaschen und kam mit dieser mühsamen, schmutzigen Arbeit auf 80 Cents im Tag (ca. 4 Fr.). Es war immerhin besser als nichts. 30 Partien, meistens 2-3 Leute zusammen, alles Arbeitslose, waren in unserer Nähe mit Goldwaschen beschäftigt. Das ging so drei Wochen lang, bis das Hochwasser kam. Wieder war ich nun arbeitslos bis zum Herbst, der mich von neuem als Erntearbeiter sah. Jetzt war aber nicht mehr viel zu verdienen: 1 Dollar im Tag und Kost und Logis, dafür Arbeit von morgens fünf bis abends um neun. Als auch hier Schluß war, gab es einfach keine Arbeit mehr, man konnte suchen soviel man wollte. Ich schloß mich ein paar Schweizern an, und wir gingen über den Winter wieder nach Edmonton, wo wir wieder von der Stadt ein wenig unterstützt wurden und dafür bei 30 und 40 Grad Kälte schaufeln und pickeln durften. Die Unterstützung bestand in Fr. 1.25 pro Tag für Essen und 75 Rappen für Schlafen, alles aber nicht in Bargeld, sondern in Bons und Anweisungen. Dieses Leben hielt ich noch eine Zeitlang aus, dann aber sah ich, daß überall die Ausländer, die noch nicht fünf Jahre im Land waren, und Unterstützung bezogen, von der Regierung deportiert wurden, und meldete mich freiwillig zur Heimkehr. Jetzt lebe ich bei Verwandten, habe gelegentlich Arbeit, gelegentlich aber auch keine. Trotzdem es mir drüben gar nicht gut ging, bin ich nicht gern in der Schweiz; alles kommt mir hier kleinlich vor und ich würde jederzeit gerne auswandern, wenn die Verhältnisse besser wären.»

J. O. Käser

«Das heißt: ursprünglich war ich Käser. Ich habe den Beruf beim Vater gelernt, der hatte eine Käserei in Wald. Ich bin aber schon 1893 über das große Wasser, weil es mich ins Ausland zog, und habe dann drüben nie in meinem Beruf schaffen können, sondern immer als Packer in Engros-Häusern. Gewechselt habe ich nicht viel, ich konnte immer lange bei den einzelnen Firmen bleiben. In einer war ich sieben Jahre, in einer anderen zehn, in einer sogar vierzehn Jahre. Ich habe nicht schlecht verdient: 10, 12, 14, zuletzt 30 Dollar in der Woche. Ich habe mich nicht verheiratet und dafür fest gespart; jetzt bin ich froh darum. 1928 bin ich dann aus Gesundheitsgründen wieder in die Schweiz gekommen, um meinen Rheumatismus loszuwerden. Wenn ein naturalisierter Amerikaner — ich bin natürlich drüben citizen geworden — nach Amerika kommt, so darf er, ohne die Staatsbürgerschaft zu verlieren, fünf Jahre fernbleiben, wenn er in seine frühere Heimat zurückkehrt, aber nur zwei Jahre; ich ließ mir nach zwei Jahren eine ärztliche Bescheinigung geben und blieb ein drittes Jahr, so daß ich erst 1931 wieder hinüber kam. Und da fand ich zu meinem großen Erstaunen total veränderte Verhältnisse; ich hatte nicht gewußt, daß Amerika durch die Krise so gänzlich verändert war, sonst wäre ich nicht wieder herüber gegangen. Während ich bis dahin mit ziemlicher Leichtigkeit rechte bezahlte Arbeit gefunden, bestand jetzt nicht die leiseste Aussicht mehr, Arbeit zu finden, besonders für einen älteren Mann. Ich war ein ganzes Jahr ohne Stelle; dann ist es mir zu dumm geworden und ich fuhr wieder zurück. Geld verlor habe ich bei dem Krad auch noch. Jetzt lebe ich hier von meinen Ersparnissen; ich brauche ja nicht mehr viel und es geht schon. Aber nicht alle Schweizer drüben sind so gut weggekommen wie ich. Viele geraten durch die lange Arbeitslosigkeit ganz ins Elend, werden beim Betteln ertappt, aufgegriffen und wieder heimtransportiert. Hier in der Schweiz gefällt es mir in einer Beziehung nicht schlecht: Man hat doch etwas Geselligkeit in den Wirtschaften und kann hier und da ein Gläschen trinken, was die Lebensfreude hebt. Drüben war es in diesem Punkt ganz schlimm wegen der Prohibition, und hintenrum konnten die «Büettzer» nichts rechtes bekommen, das Bier, das man sich so hinterrücks verschaffen konnte, war «bad stuff». Aber sonst muß ich schon sagen, daß ich lieber drüben gelebt habe, und wenn die Verhältnisse geblieben wären wie vor dem Krieg, so hätte ich nicht daran gedacht, zurückzukommen. Hier kommt mir alles fürchterlich kleinlich vor, gewissermaßen bürokratisch. Was man für Scherereien hat mit der Abmeldung und den Papieren, das kommt einem komisch vor, so was gab es in Amerika nicht. Und das erste, was einen in der alten Heimat empfängt, kaum, daß man angemeldet ist, ist totsicher die Steuerdeklaration, damit pressieren sie unheimlich. Immerhin ist es jetzt für mich alten Mann das Beste, in der Heimat zu bleiben. Ich würde nur wieder hinübergehen, wenn ich den Eindruck hätte, daß Europa sich gar nicht mehr zu helfen weiß, und in einen neuen Krieg hereinrennt, was meiner Meinung nach ja sehr wohl passieren könnte . . . »